

Jean-Marie Le Pen schreibt über sein Leben – für Marine hat er nur wenige hämische Worte übrig **SEITE 20**

Das Museum für Gestaltung in Zürich ist wiedereröffnet – es locken tanzende Lampen und lauschige Sofas **SEITE 22**



Kunst wird nicht nur für Kenner gemacht – auch Laien wollen ihre eigenen vier Wände bebildert sehen.

ANNICK RAMP / NZZ

Die Kunst lebt von Käufern

An den Wänden meiner Wohnung hängen zahllose Bilder. Ich möchte nicht ohne sie leben müssen. Von Alain Claude Sulzer

Eine Berliner Freundin, die seit langem Kunst als Liebhaberin sammelte, kaufte vor zwanzig Jahren in Hongkong das Bild eines unbekanntes chinesischen Malers. Das war noch zu Zeiten, als nur ein paar Eingeweihte wussten oder ahnten, dass China in Bälde nicht nur ein Welthandelsmarkt, sondern auch ein nicht zu unterschätzender Kunstmarkt sein würde. Sie bezahlte für das kleinformatige Bild 1200 D-Mark. Unlängst liess sie es bei Sotheby's versteigern – und erlöste 150 000 Euro dafür. Nicht nur die zu Wohlstand gekommenen Chinesen hatten inzwischen begriffen, welchen Marktwert die neuen Bilder aus dem Reich der Mitte hatten.

An eine solche wunderbare Wertsteigerung dachte ich höchstens beiläufig, als ich Mitte der siebziger Jahre auf einer der ersten Art Basel zwei Serigrafien erwarb. Es ging erst einmal nur darum, in meinen Besitz zu bringen, was mir gefiel und was ich mir eben noch leisten konnte. Zeitgenössische Kunst sollte – so verkündeten es die Initianten der neuartigen Kunstmesse – für alle verfügbar sein. Der Markt öffnete sich damit für jedes Portemonnaie und für (fast) jeden Geschmack. Kunst war Teil des Alltags geworden. Sie sollte fortan nicht aufs Museum beschränkt bleiben.

Meine ersten Bilder

Mit seinem Ersparten finanzierte man nicht nur das gegenwärtige Schaffen unbekannter, junger, hoffnungsvoller Künstler, man investierte auch in ihren zukünftigen Erfolg, an dem man idealerweise partizipieren würde: Nichts sprach dagegen, dass der oder die heute noch Unbekannte eines Tages zur Museumsattraktion zwischen New York und Düsseldorf avancieren und ungeahnte Preise auf dem Kunstmarkt erzielen würde.

Ich kaufte zwei nummerierte Drucke mir unbekannter junger österreichischer Künstler. Eines dieser Blätter hängt heute in meiner Berliner Wohnung. Während der Titel «strange affair» gut lesbar ist, kann ich den Namen des Künstlers nicht mehr entziffern. Der andere, etwas grössere Druck stellt ein Kind am Strand mit Erwachsenenkopf dar, das einen riesigen bunten Ball festhält und seine grossen, runden Augen starr auf den Betrachter richtet. Ganz offenkundig eine kritisch hinterfragte Idylle. So geheimnisvoll das Bild aber auch tat, so schnell gab es sein Geheimnis preis.

Nachdem ich genügend Abneigung dagegen entwickelt hatte, landete es im Keller, wo es das Schicksal bedeutender Leidensgenossen in den Museuskellern dieser Welt teilt. Wie diese hat es so wenig an Wert gewonnen wie die Biedermeiermöbel, die man einst für viel Geld erwarb und die heute keine Abnehmer mehr finden; von den «wertlosen» Erstausgaben mit Gedichten von Celan oder Benn ganz zu schweigen. Die Leidenschaft des Sammlers folgt anderen als den ihrerseits undurchschaubaren Gesetzen eines wankelmütigen Marktes.

Abgesehen von professionellen Händlern kauft kaum jemand Kunst allein zum Zweck, sie schnell und möglichst einträglich wieder loszuwerden. Dem Kunstliebhaber geht es um das Bild selbst und – ganz schlicht – die Zierde seiner Wände. Hat er sich einmal an die Bilder gewöhnt, will er mit ihnen leben, selbst wenn sein Blick sie nur gelegentlich streift. Manche begnügen sich in jungen Jahren mit durchaus anspruchsvoll gestalteten Ausstellungsplakaten grosser Museen oder mit Kunstdrucken: Reproduktionen von Bildern, die sie in jenen Museen gesehen und ins Herz geschlossen haben und deren Nähe sie nicht missen wollen. Doch ergibt sich einmal die

Gelegenheit, ein Kunstwerk zu kaufen, das im Rahmen ihrer finanziellen Möglichkeiten liegt, werden sie zugreifen.

So ergeht es mir seit Jahren. Zwar sind die Wände voll, aber irgendwo findet sich immer noch Platz für Neues. Bilder, an denen man sich «satt» gesehen hat, werden abgehängt und ersetzt. Einst durch junge Wilde – die im langen Schatten ihrer Konkurrenten blieben –, heute durch alles, was mir gefällt. Bin ich also ein Zahnarzt?

Handwerk statt Revolution

«Kunst für Zahnärzte» – für Wartezimmer und Praxisräume – ist sprichwörtlich geworden, die Geringschätzung nicht zu überhören. «Kunst für Zahnärzte» hat den fieses Beigeschmack des Gefälligen, Beliebigen und Behäbigen, dessen also, was nicht weh tut, womöglich gar Wohlbehagen auslöst, dem heutigen Verständnis von Kunst demnach widerspricht.

Mit Beispielen ist man schnell bei der Hand: Paul Wunderlich und Friedensreich Hundertwasser, um hier zwei Tote zu nennen, die sich nicht mehr wehren können. Ihre Gesellschaftskritik hielt sich ebenso in Grenzen wie ihre Avantgartheit. Sie haben ausser der Wiederholung des schon Dagewesenen der Kunst nichts gegeben. In ihrer Malerei fand bloss Gleichmass und Handwerk, nicht aber Revolution statt. Zu Recht, so heisst es, fehlen sie an den Wänden der Museen und zieren stattdessen jene der Arztpraxen, wo sie auf nervöse Patienten beruhigend wirken sollen.

Dass sie noch malten, mochte man ihnen zur Not nachsehen, dass sie sich gegen die Abstraktion für den Gegenstand entschieden, verzieh man ihnen und ihren Käufern aber nicht. Dass sie damit dennoch reich wurden, erregte bestenfalls höhnisches Missfallen. Was

die Verkäuflichkeit betrifft, konnten es einige zu Lebzeiten durchaus mit Künstlern aufnehmen, die heute noch in den Museen hängen. Mit ihrem Tod allerdings stand ihrem Untergang und Wertverlust nichts mehr im Weg; weil die Museen, die über wahren Ruhm und dauerhaften Erfolg entscheiden, sie stets gemieden hatten, bedeutete ihr Tod das endgültige Aus. Ein Künstler, der nicht im Museum hängt, hört auf zu existieren.

Man muss den jeweiligen Geschmack des sogenannten Laien – ob er nun gegenständliche oder abstrakte Malerei bevorzugt oder beides gelten lässt, ob er blaue Reiter oder rosa Pudel vorzieht – so wenig teilen wie den des Kenners der gefragtesten internationalen Künstler. Eines aber haben sie gemeinsam: Beide tragen zum Überleben der Künstler bei. Freilich gibt es deutlich mehr Kunstschaffende, als der Markt ernähren kann. Und nicht wenige, die mehr Aufmerksamkeit verdient hätten, als ihnen zuteil wird. Wohin mit ihnen?

Die vielen, die auf dem internationalen Parkett nicht reüssieren, sich aber in einem überschaubaren regionalen Markt behaupten können, hängen an den Wänden privater Sammler: Zahnärzte eben, Rechtsanwälte auch, Kunstliebhaber, Bildungsbürger. An den Wänden von Sammlern, die kein Geld für einen Neo Rauch oder Georg Baselitz haben, auf Kunst im privaten Raum jedoch so wenig verzichten wollen wie auf ihre Plattensammlung oder Bibliothek.

Sammler wie ich – die nur kaufen, was ihnen gefällt und was sie sich leisten können, die also die Bezeichnung Sammler wohl gar nicht verdienen – ermöglichen in nicht zu unterschätzendem Mass das Überleben jener, die wiederum kaum Gelegenheit haben, sich regelmässig in Einzelausstellungen zu präsentieren, und von der Kunstkritik weder wahrgenom-

men noch rezipiert werden. Glücklicherweise kann sich jener Künstler schätzen, der sich eine Sammlergemeinde aufbaut, die sein Schaffen kundig, interessiert, ja begeistert begleitet und zu ihm hält.

Keinem wünscht man das Schicksal meines Vaters, der ein Leben lang unter Ausschluss jeder Öffentlichkeit malte, um dann seinen ratlosen Nachkommen die Relikte eines unerfüllten Künstlerlebens zu hinterlassen. Und glücklich ist zuletzt auch der Liebhaber, der ohne die Werke dieser Künstler buchstäblich an leere Wände oder gemusterte Tapeten starren müsste.

Eine Lücke für das Bild

Das letzte grössere Gemälde, das ich erwarb, stammt von Erhard Haller (geboren 1951). Ich hatte seine Bilder im Haus einer Freundin in Basel entdeckt und wusste sogleich, dass ich das brauchte, was er malte: die ins Grotteske kippenden mythologischen Gestalten, die fahlen Farben, das hinterm Vordergrund lauernde Geheimnis.

Zwei Tage später machte ich einen Termin aus, reiste zu ihm nach Meersburg – und war von dem, was ich in Hallers Atelier zu Gesicht bekam, gleich überwältigt. Ich verliess ihn nach ein paar Stunden und einem schwäbischen Essen mit zwei Bildern unterm Arm. Ich hatte nicht widerstehen können und ergab mich gern und widerstandslos. Nun musste ich nur noch Platz an Wänden schaffen, wo eigentlich keiner mehr war. Er fand sich. Wie er sich für neue Bilder immer findet.

Der Schriftsteller Alain Claude Sulzer lebt in Basel und Berlin. Im letzten Herbst erschien im Galiani-Verlag sein Erzählband «Die Jugend ist ein fremdes Land».